Das Autograph.

Von Oskar Justinus.

Ich weiß nicht, ob Du, freundlicher Leser, schon einmal das Gefühl gehabt hast, eine Berühmtheit zu sein. Ich besaß es — in der vorigen Woche.

Es ist ja schwierig, die Grenze festzustellen zwischen dem Dunkel gewöhnlicher Sterblicher und dem Lichtglanz einer Berühmtheit. Aber ich besitze ein Erkennungszeichen, und ich will es Dir mit Freuden mittheilen, damit, wenn Du in die Lage kommst, es zu bemarken, Du auch sofort weißt: heute bin ich berühmt geworden.

Früher meinte ich freilich: berühmt ist, wer in der Zeitung steht. Ja, da wäre es jeder Mensch, der in den ersten Stunden seines Daseins dem Publikum die Visitenkarte abgegeben hat. Da war ich es in erhöhtem Maßstabe mit vier Jahren, als ich während einer Illumination meinen Eltern abhanden gekommen war und diese mich öffentlich ausbieten ließen. Da war ich es mit größerem Anrecht, als ich eines schönen Tages, um einem tiefgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, ein „Speditions-, Commissions- und Inkassogeschäft" etablirte, und mit noch größerem, als ich, zehn Jahre später, wegen allzu guter Geschäfte, die Löschung der Firma in den Zeitungen bekannt machte.

Es gibt ja übrigens noch andere Zeichen, aber die greifen in der Regel zu weit. Wessen Name im Konversationslexikon steht, wessen Bild ihm aus einer illustrirten Zeitung entgegenlacht, wessen Wachsfigur im Panoptikum aufgestellt oder als Brunnenfigur gemeißelt ist, wessen Name einer Straße, einem Restaurant oder einer Hutmode zu Pathen gestanden hat: der ist berühmt, aber wer kann und will denn immer so lange warten? Mein Kriterium ist viel einfacher und präziser: Du brauchst auch nicht bis nach Deinem Tode zu harren, um es zu erleben. Die Stunde, die Minute, in welcher Du zum ersten Male von einem Dir sonst nicht persönlich nahestehenden Autographensammler um einen Beitrag gebeten wirst, drückt Dir den Kranz der Unsterblichkeit auf die Locken.

Der Lust, Autographen zu sammeln, liegt mehr zu Grunde, als ein seelenloser Sport. Denn in der Handschrift offenbart sich das innerste Wesen des Menschen. Darum billigte ich von jeher diese Beschäftigung, zumal in voriger Woche, wo mir eine schöne Unbekannte die Ehre anthat, mich um ein Autograph anzugehen.

Es ist, streng genommen, nicht das erste Mal, daß mir diese Freude zu Theil wird. Einst, in der Knabenzeit, lang, lang ist's her, als ich meine ersten Römertragödien frei nach Livius dichtete, ersuchte mich eine Dame, welche bei uns im Hause schneiderte, um ein Autograph. Entzückt durch dieses schmeichelhafte Ansinnen, brachte ich das Manuscript eines auf großem Conceptbogen geschriebenen, zweimal umgearbeiteten Trauerspiels herbeigeschleppt. Zu meiner nicht geringen Kränkung mußte ich nachher Zeuge sein, daß das findige Fräulein eine ganze Reihe Schnittmuster aus meiner Dichtung geschneidert hatte. Auf meine entrüstete Anfrage gab sie mir lachend den Bescheid, daß sie auf andere Weise wahrscheinlich von mir kein Papier hätte erlangen können. So feierte meine Lavinia ihre Auferstehung als eine Crinoline und Jacket mit langen Aermeln.

Diesmal aber war es ernst. Eine zweifellos reizende junge Dame, Louise von Z. — die Discretion gestattete ihr jedenfalls nicht, den vollen Namen zu verrathen — sprach mir in höchst ehrender und schmeichelhafter Form auf einem quadratischen Kärtchen den Wunsch für sich und ihre drei Freundinnen aus, ein Autograph von mir zu besitzen. Jeder Mensch ist eitel, warum sollten die, welche den Beruf haben, dem Leben den Spiegel vorzuhalten, ihren Mitbürgern in der Eitelkeit nicht noch um einige Striche voraus sein? Ich machte daher einen hohen Freudensprung, als ich das Kärtchen gelesen hatte. Meine Frau glaubte zuerst, ich hätte den Schillerpreis bekommen. Sie nahm aber dann das autographische Gesuch als Abschlagszahlung auf den Ruhm mit großer Genugthuung entgegen und ließ, das geschieht bei uns stets gewissermaßen an Stelle eines Dank- und Freudenopfers, zum Vesperkaffee Streuselkuchen holen. Ich setzte mich sofort an die Arbeit, schrieb der Wortführerin der vier Grazien zurück, daß ich mich wegen Zeitmangels längst darauf beschränken müsse, den Stoß der täglich einlaufenden Autographengesuche durch meinen Secretär beantworten zu lassen, daß die Bitte von schönen Damen mich jedoch mit meinen Gepflogenheiten zum ersten Male in Conflict bringe. Wenn ich mir ein Gegengeschenk ausbitten dürfe, so sei es das Bild der liebenswürdigen Schreiberin, für welches ich mich natürlich sehr gern zu revanchiren bereit sei.

Der ganze Nachmittag war der Abfassung der vier Autographen gewidmet, die ich dreimal umschrieb, zuletzt in einer Kalligraphie, die meinem seligen Schreiblehrer, der zu seinen Lebzeiten nicht viel von meinen Fähigkeiten hielt, Achtung abgezwungen hätte. Dann suchte ich mir aus der Sammlung meiner Kartons — ich besitze eine ganze Musterkarte — ein besonders schönes Couvert heraus und schrieb die Adresse mit Rundschrift postlagernd nach jenem Städtchen, von dem ich weiter nichts wußte, als daß es in dem „Verzeichniß gleichnamiger und gleichlautender Postorte" eine große Rolle spielt, daß es seit zwanzig Jahren, bisher aber noch immer vergeblich, den Anlauf zu seinem dreitausendsten Einwohner nimmt, daß es in seinen Mauern eine weitläufige Tante von mir beherbergt, mit welcher ich seit undenklichen Zeiten nicht mehr zusammengekommen bin, und daß es von Berlin innerhalb weniger Stunden bequem erreicht werden kann. Dem letzteren Umstande nicht minder, als dem Eifer der jungen Dame verdankte ich, daß bereits am nächsten Morgen ein Brief einging, der zwar leider nicht das erbetene Bild, wohl aber an dessen Stelle, da der Schreiberin augenblicklich die Photographien fehlten, eine Art Nationale enthielt. Sie schrieb:

„Figur: groß und schlank (etwas eckig.) Haar: hellbraun. Augen: blaugrau. Nase: gewöhnlich, mit sogenannten Küssen des Sonnengottes. Mund: etwas über Mittelgröße. Ohren: dito. Alter: bitte zu errathen."

Sie hoffe, daß diese Merkmale das erbetene Portrait mir ersetzen würden.

Das war nun freilich nicht der Fall; aber das gelungenste Oelbild hätte meine Phantasie nicht so aufregen können, wie diese lückenhaften Angaben. Ich zeichnete die Schreiberin mit dem Bleistift, mit der Feder einmal, zweimal, zehnmal. Die „etwas eckige" Figur wurde pikant, die „blaugrauen Augen" blitzten, die „gewöhnliche Nase" zeigte Laune und Schalkhaftigkeit, und die Küsse des Sonnengottes, die ich austuschte, um ein lebhafteres Bild zu gewinnen, gaben dem interessanten Gesichtchen einen besonderen Reiz. Diese Thätigkeit, die etwas an die Rekonstruction des pergamenischen Altarfrieses aus seinen einzelnen unvollkommenen Werkstücken erinnert, nahm mich so vollständig in Anspruch, daß meine Frau, um mich von dieser Unruhe zu befreien, den mit Freuden aufgenommenen Vorschlag machte, nach dem Städtchen hinüberzufahren und den Löwen, richtiger die Löwin, in ihrer Höhle aufzusuchen.

Am nächsten Morgen, Sonntags, lösten wir ein Retourbillet — andere Billette werden überhaupt niemals dorthin gefordert — und um 10 Uhr dröhnten unsere Schritte über das bergige Pflaster des schräg ansteigenden Marktes von N.

Die Geschäftsleute traten vor ihre Läden, die Fensterchen öffneten sich zu ebener Erde und im ersten Stock, als die Großstädter mit umgeschnalltem Plaid und dem mitgebrachten kunstvollen Bouquet vorüberzogen, und ein ganzes Komitat von Gassenjungen schritt zur Seite und voran, um uns den Weg zum Hause unserer Tante, einer stadtbekannten Persönlichkeit, zu geleiten.

Als wir in den Laden derselben hineinfielen, der Fußboden lag nämlich zwei Stufen unter dem Straßenniveau, und die wüthende Klingel, die durch das Oeffnen der Thüre aus dem Schlafe geweckt zu sein schien, sich einigermaßen beruhigt hatte, trat uns die Tante aus dem Halbdunkel ihres Gewölbes mit glitzernder Brille entgegen und fragte nach unserem Begehr.

Als ich mich ihr in Erinnerung zurückgerufen und meine Frau vorgestellt hatte, war sie hoch erfreut, schloß ohne weitere Umstände das Geschäftslocal und führte uns über die steilen Stufen der hellen, gewundenen Steintreppe nach der behaglichen und vielzimmrigen Wohnung. Es gab da Gelasse im Ueberfluß, denn die Kinder waren seit dem Tode des Onkels sämmtlich verheirathet und lebten außerhalb, bis auf den Jüngsten, einen hoffnungsvollen Tertianer, von dem uns die Tante klagte, daß er jede schulfreie Stunde über den Büchern sitze, und den sie heut nur mit Gewalt ein wenig in's Freie getrieben habe. Es war nun etwas peinlich, die gute Frau vorzubereiten, daß unser Besuch nicht ganz interesselos sei, daß wir sogar auf ihre Hilfe rechneten, um unserer schönen Unbekannten auf die Spur zu kommen. Die Tante hielt natürlich in ihrer Vorstellung noch bei meinem „Speditions-, Commissions- und Inkassogeschäft", wollte sich ausschütten vor Lachen über die Veränderung meines Standes und gab mir den eben heimkehrenden Sohn Ludwig mit dem schmeichelhaften Kosenamen „auch so ein verdrehter Mensch", als Amanensis für meine Entdeckungsreise an die Seite.

Ludwig war ein lang aufgeschossener, überhängender Jüngling von jenen eckigen Manieren, hinter denen sich Schüchternheit, Verlegenheit und kolossales Selbstbewußtsein verstecken. Die schlichten Haare genial aus dem sommersprossigen Gesicht gestrichen, drehte er an der Stelle, an welcher sich voraussichtlich dereinst ein Schnurrbärtchen erheben dürfte, mit den Fingern hin und her, entflammte bis zu dem breiten Halskragen, als die Tante ihn in uns seinen Verwandten vorstellte, wurde rothglühend, als diese ihm meine Vornamen nannte und gerieth in's Weißglühen, als sie ihm den Zweck meiner Reise mittheilte. Ein Fräulein Louise von Z. war nicht zu ermitteln, obwohl meine Tante den ganzen Adel der Umgebung, mit welchem sie durch ihr Geschäft in Verbindung stand, an den Fingern aufzählte: die Handschrift der Briefe, die ich natürlich als werthvolle Indicien bei mir führte, war Ludwig nach seiner Erklärung noch nicht vor Augen getreten: die Tante selbst erklärte sich in Handschriften für nicht competent. Wir beschlossen zunächst, zur Buchhandlung zu gehen, in welcher sich doch wohl die Geister des Kreises ein Rendezvous geben mußten. Der Buchhändler, bei welchem ich mir, um mich einigermaßen zu empfehlen, zunächst eine Düte marokkaner Datteln kaufte—denn das geistige Centrum führt neben Sortiment und Leihbibliothek noch Schreibwaaren, Manufacturen, Colonialartikel und vertritt eine Feuerversicherung — ging sein ganzes Kundenregister durch, ohne mir auf die Spur helfen zu können. Seine Bibliothek, die übrigens nicht über Eugen Sue und Ida v. Düringsfeld hinausging, würde wenig vom Adel benutzt: diese Herrschaften besäßen so wenig Patriotismus, ihre geistige Kost sich von Berlin liefern zu lassen, durch dessen Buchhandlungen sie auch an den Journalcirkeln theilnehmen. Hier könne natürlich nur der Herr Postverwalter Auskunft geben.

Ich ließ mich von meinem jungen Freunde, der in einer Ecke des Ladens die marokkaner Datteln verspeiste, zu diesem geleiten. Er weigerte sich aber hier so entschieden, mit hineinzugehen, sprach von Verleitung zum Verletzen des Postgeheimnisses und machte so gewaltsame Einwände, daß ich ihn in Gnaden entließ. Nachdem ich den Herrn Postverwalter, der ein großer, vierschrötiger, gemüthlicher Herr in einem Käppchen war, durch Abkaufen seines halben Markenvorraths in eine vorzügliche Laune gesetzt hatte, leitete ich mit kühner Wendung das Gespräch auf den Versandt von Zeitungen, Journalmappen, Büchern, endlich auf das Abholen von postlagernden Briefen über. Der Herr Postverwalter schien sehr erfreut zu sein, sich einmal mit einem Manne von Fach über diese Materien unterhalten zu können, bot mir mehrere Male eine Prise an, behauptete, daß man den Bedarf an geistiger Nahrung in der Provinz weit unterschätze, gab mir statistische Daten, schien aber jede Frage, die mich meinem Zwecke näher bringen sollte, beharrlich zu überhören. Als ich ihn darauf zu meinem Vertrauten machte und die ominösen Briefe vorlegte, lachte er pfiffig in sich hinein und verwies mich auf das Nachmittagsconcert im Schützenhausgarten, wo ich die ganze Haute volee der Stadt und Umgebung treffen und meine Verehrerin herausfinden werde.

Wie ich nun heimkehrend meiner Frau von der Erfolglosigkeit meiner Expodidion berichtete, äußerte sie etwas von Fühlhörnchen, welche nach Sardou die Frauen befähigten, auf einer Stelle sitzend, sicherer ein Verlorenes aufzufinden, als die Männer, die systemlos suchend umherliefen. Sie zog in Folge dessen auch vor, nach dem gemeinsamen Mittagessen, das für eine Schaar hungriger Wölfe berechnet zu sein schien, daheim der Tante in ihrer Gartenlaube Gesellschaft zu leisten. Auch der Tertianer entschuldigte sich mit dringenden Arbeiten, und so eilte ich allein dem Schützenhausgarten zu, in welchem ich endlich meine vier Verehrerinnen zu treffen hoffte.

Ich meinte sehr früh zu kommen, aber ich fand bereits die grün und weiß gestrichenen Tische rings um das Orchester mit sonntäglich geputzter Gesellschaft, größtentheils Damen, umkränzt und war fast geblendet von dem Glitzern der im Sonnenschein nach dem Takt des Gasparonewalzers auf und niedertauchenden Stricknadeln. Den unter Hut und Halbschleier hervor nach dem Fremden mit dem breitkrämpigen zerknillten Filzhut gerichteten neugierigen Blicken setzte ich einen antiken Gleichmuth entgegen. Ich bat sogar einige Damen, auf einem von ihnen mit Mänteln und Schirmen belegten Stuhl Platz nehmen zu dürfen, was diese gegen meine Versicherung, daß ich vor dem erwarteten Hausvater das Feld räumen würde, artig gewährten.

Die Mama, eine Tante, eine Schwiegertochter und ein schlankes Töchterlein wünschten natürlich gern etwas über den Eindringling zu wissen, ein Wunsch, den man in einem Städtchen ganz natürlich finden muß, in welchem einst ein Durchreisender, der in die Colonne des Fremdenbuches „Zweck der Reise": „zum Vergnügen" geschrieben hatte, als dringend verdächtig verhaftet worden ist. Ich aber wollte mein Geheimniß möglichst theuer verkaufen und das um so mehr, als mir auch das junge Fräulein, ebenfalls Louise, die gesuchte Person zu sein schien. Sie war groß und schlank, sogar etwas eckig, und auch die anderen Merkmale trafen zu. In ihren hübschen graublauen Augen glaubte ich ein warmes Interesse für die Schriftstellerwelt verschleiert zu finden. Nur daß, je lebhafter ich wurde, die Damen sich immer kühler verhielten, bedrückte mich, und es verstimmte mich tief, daß meine Karte, mit der ich jetzt als mit meinem letzten Trumpf herausrückte, auf keiner Seite einen Eindruck machte.

Als aber nach einer längeren Pause mich die Präsidentin des Tisches recht geschäftsmäßig fragte, ob ich in Wein oder Cigarren reise, da glaubte ich meine Zeit gekommen, und schmollend zog ich mich aus der Haute volee nach einer einsamen Bank am Waldrande zurück, wo ich während des Miserere aus dem Troubadour, wie Napoleon nach der Schlacht von Belle-Alliance, schwermüthig die Arme kreuzte und traurig über einen neuen Feldzugsplan nachdachte.

Ha, schoß es mir plötzlich durch den Kopf. Hat dieses Fräulein Louise von Z. in ihrer Neckerei nicht vielleicht einen absichtlich irreführenden Steckbrief von sich entworfen? Ist sie vielleicht dick statt dünn, klein statt lang, schwarz statt hellbraun? Und da kam auch schon der Herr Posthalter, jetzt in Civil und hohem Hut, und ihm zur Seite eine kleine, schwarze, volle, bewegliche, junge Dame —das Gegenstück von meiner Personalbeschreibung, aber um so mehr die Gesuchte — eine nach Abdera verpflanzte Athenienserin, kurz eine Erscheinung, der man, um juristisch zu sprechen, die in Rede stehende Handlung zutrauen konnte.

Wir saßen bald an einem Tischchen, und die Unterhaltung war im besten Gange; aber die Vermeintliche war eine schweizer Bonne, die bei einer dem Herrn Posthalter befreundeten Familie auf dem Lande in Stellung war, nur gebrochen deutsch sprach und, als ihr Begleiter mich ihr als deutscher Autor vorstellte, sich sofort erkundigte, ob ich vielleicht „Monsieur Henri Heine" sei, der einzige, von dem sie überhaupt je etwas gehört hatte.

Das war also auch nichts, und nachdem ich mich noch an den Herrn Buchhändler, den Doctor und den Apotheker herangeschlängelt und bei allen anwesenden Damen meine inquisitorischen Tastversuche angestellt hatte, trat ich beschämt und muthlos den Rückzug an.

Als ich zu Hause eintrat, stand meine Frau, völlig reisefertig, an eine Thür gelehnt und winkte mir, leise aufzutreten. Sie horchte — die Thatsache läßt sich nicht beschönigen; aber sie hatte verdächtige Anzeichen gesammelt, und zur Ermittelung der Wahrheit ist ja auch dieser Weg gestattet. Im Nebenzimmer tagte „Der Neue Reimbund", ein aus vier Tertianern bestehender literarischer Verein, auf deren etwas dürftigen Schultern die geistige Neugeburt des Städtchens ruhte. Während die Tante in der Speisekammer beschäftigt war, uns für die zweistündige Rückfahrt eine voltaische Säule von Butterstullen aufzuschichten, hatte meine Frau hier alle Gattungen Poesie und alle erdenklichen Strophen über sich ergehen lassen. Jetzt trat ich an die Wand und hörte meine eigne Schande.

„Liebe Kollegen!" vernahm ich Ludwigs jetzt sehr flotte Stimme. „Ich bin wieder in der Lage, Jedem von Euch ein Autograph zum Präsent zu machen, das ich mir durch eine wohlgelungene List, unter dem Namen eines im Auftragene ihrer drei Freundinnen schreibenden Fräuleins Louise von Z. herausgelockt habe. An sich vollständig bedeutungslos, gewinnen diese Autographen minorum gentium doch in der Menge als Austauschobjekt einen gewissen Werth, zumal ich die Absicht habe, diesen mit Autographen so freigebigen Herrn — weh ihm, daß er mein Onkel ist! — noch recht oft und recht ausgiebig anzuschröpfen!"

„Wofür ich mich vorkommend zu Ihren Diensten halte", konnte ich nicht über mich gewinnen, durch die jetzt geöffnete Thür als Abschiedsgruß dem verblüfften Reimbunde zuzurufen. Im nächsten Moment hatten wir uns bei der arglosen Tante verabschiedet, und ein Viertelstündchen später saßen wir eingehüllt in unsere Plaids und den tiefsten Groll im Herzen in dem heimsausenden Waggon. Meine Freude war hin, mein Herz war schwer!

Wenn aber doch einmal eine echte Autographensammlerin mich beehren sollte, nichts mehr ohne Photographie, und die muß amtlich beglaubigt sein.

„Aus pharmazeatischer Vorzeit in Wort und Bild"

betitelt sich ein zweibändiges Werk von Peters, dem der „Hann. Cour." ansprechende Einzelheiten entnimmt. Ueber die Materialien der alten Apotheken gibt der Verfasser folgende Aufschlüsse: Mit vielem Gethier geriethen die alten Apotheken in Fehde; denn es galt abzujagen: dem Wolf die Leber, dem Fuchs die Lunge, dem Hirsch die Ruthe und das Kreuz, den Hühnern das innere Häutchen des Magens, dem Hecht den gezähnten Kiefer, dem Hasen die schnelle Ferse, dem Ochsen die Gallensteine. Die Schwalben, Zaunkönige und Skorpione hatten, ehe sie würdig waren, im Reiche der Aeskulap zu dienen, einen Röstproceß durchzumachen. Ja, selbst seine Mitmenschen sah wahrscheinlich der Apotheker vom Ende des 16. Jahrhunderts nur mit Neid in ihrem Fette sitzen, denn in seiner Apotheke durfte ein Topf mit „Armensünder" Fett nicht fehlen! Sehr gesichert waren die Apotheker jener Zeit vor dem Vorwurfe, bei Ausübung ihres Berufes den Schädel nicht gebraucht zu haben; denn die menschliche Hirnschale war ein hochgeschätztes Heilmittel.

Aus den menschlichen Gebeinen ward ein heilsames Oel destillirt; selbst die ägyptische Mumie mußte zum Wohle der Leidenden ihre tausendjährige Ruhe aufgeben, und der „medicinische Kannibalismus" fabricirte „Menschenschädelspiritus" und „Menschenknochenspiritus"! Unter den Pflanzen wird ein Kraut als Heilmittel aufgeführt, welches bei uns als Genußmittel sehr geschätzt ist, der Tabak. In Nürnberg taucht derselbe um 1572 zum ersten Male auf, aber schon im Anfange des 17. Jahrhunderts gab es „Passionsraucher", zu ihnen gehörte auch Wallenstein, „der Friedländer", denn in einer gleichzeitigen Schrift über seine Ermordung wird ausdrücklich bezeugt, daß er an diesem Tage „Tabak gesoffen" habe. Aus dem Steinreich war der fabelhafte Ostolan, der unsichtbar machen sollte, besonders geschätzt, und als Universalmittel zur Verlängerung des Lebens diente ein kostbares Elixir aus gestoßenen Gemmen! Daß diese werthvollen Erzeugnisse antiker Kunstthätigkeit von unseren Vorfahren verspeist worden sind, daran hat wohl noch kein Archäologe gedacht.

Von den Metallen wurden im Mittelalter besonders das Gold und Silber für ärztliche Zwecke, und zwar meistens innerlich verwandt; wir spotten heute darüber, aber vielleicht kommt nach uns ein naseweises Geschlecht, welches ebenso höhnend über unsere heutigen Eisenpräparate die Nase rümpft. Besonders unterhaltend sind die Kapitel über „Fälschungen von Genußmitteln" und „Quacksalbereien". In Bezug auf den ersten Punkt kannte die „alte gute Zeit" durchaus keinen Spaß: Augenausstechen und Verbrennen, das waren so Strafen für die Fälscher, die recht häufig vorkamen. Besonders verhaßt waren zu allen Zeiten die Weinfälscher. Schon der berühmte Humanist Celtis plädirt für den Feuertod der Gewissenlosen. „Darum müßt Ihr," so ermahnt er die Magistrate, „nicht nur die Gefäße zerschlagen und solches Gift in Euren Fluß schütten, sondern auch die Einschenker dieses Weines lebend auf den Scheiterhaufen und in's Feuer werfen, in Anbetracht nicht weniger dieses Giftes als der Spitzbüberei!"

— **Zum amerikanischen Kunstzoll.** Ein Künstler, denn es nicht gelungen, die alte Welt von seiner Bedeutung zu überzeugen, wandert nach Amerika aus. Beim Betreten des Bodens der neuen Welt werden seine Effekten der üblichen Zollrevision unterworfen. Zollbeamter (die Studienmappe durchblätternd): „Diese Gegenstände müssen verzollt werden". Maler: „So! Als was denn?" Zollbeamter: „Nun, als Kunstwerke natürlich!" Maler: „Dem Himmel sei Dank! Endlich einmal eine Anerkennung!"

— **Wir kommen nie zum** Bewußtsein des wahren Werthes einer Frau, die uns liebt, weil wir sie auch im besten Falle unterschätzen.

Die Geschichte eines Fächers.

Von Emmy Rossi.

Im Jahre 1869 veranstaltete eine Commission im Kensington-Museum zu London eine Fächerausstellung. Die Königin von England, die Prinzessin von Wales und die derzeitige Kaiserin der Franzosen Eugenie hatten wahre Prachtexemplare brillantengeschmückter Fächer gesandt, deren Preis auf Hunderttausende geschätzt wurde; die kunstliebende Baronin Rothschild in Paris stellte eine Nouveauté, einen breitgegliederten Elfenbeinfächer, dessen einzelne Stäbe mit den herrlichsten Gemälde-Miniaturen bedeckt waren, aus; Meissonier, Carlo Duroc, Lepietre und andere Großen des Pinsels mehr hatten mit ihrer kunstvollen „Handschrift" sich der schönen Baronin in dies eigenartige Salonalbum eingeschrieben.

Riesenfächer, von Indiens Vicekönig gesandt, aus dem farbenglänzenden Rad des Pfaues und im Stiel mit indischen Diamanten incrustirt, andere aus dem schillernden Gefieder der indischen Papageien, wieder andere aus runden Goldreifen, die mit einer Schaar Colibris, nicht größer wie Maikäfer übersäet waren, concurrirten mit den echten Brüsseler Spitzenfächern, die, in Hautrelief gearbeitet, die Lilien der Bourbonen oder die Veilchen der Napoleoniden im Wappen zeigten. Kunstvolle Schnitzereien, Emailkunstwerke, auf Goldgrund sich wiegende Blüthen und Schmetterlinge, sandte eine damals regierende Pariser Fürstin der Bühne, die „Großherzogin von Gerolstein" von Offenbachs Gnaden, im Privatleben den deutschen Ursprung verrathend: Hortense Schneider!

Die russische Fürstin Gortschakoff (eine Cousine des späteren Kanzlers) stellte nur einen Fächer aus; im Vergleich zu all der Pracht von Diamanten, Federn, Skulpturen und Malerei erschien er auf den ersten Blick fragwürdig einfach, und er wurde gewiß von der Hälfte der zahllosen Besuchsmenge übersehen, dennoch war es ein kleines Wunder, welches sich dem Kennerblick bot, ein Fächer aus milchigem hellen Bernstein, dreizehn Stäbe, fünfunddreißig Centimeter lang und elf Centimeter an der obersten Breite messend! Wenn man bedenkt, wie selten solche große Stücke gefunden werden, begreift man erst den unberechenbaren Werth dieses Unikums. Eine handschriftliche Erklärung in französischer Sprache besagte, daß im Jahre 1701 die Fürstin Daschkow, Natalie Daschkow, „La Superbe", durch den Fund eines riesigen Stückes Bernstein auf ihren Besitzungen am Weichselstrand, auf die Idee gekommen wäre, daraus den Anfang eines Fächers zu bilden. Das erste Stück ergab die drei ersten Stäbe, sie tragen ganz fein unten am schmalen Fuß die Jahreszahl 1701.

Es muß eine lange Zeit vergangen sein, ehe sich wieder solch' seltenes Stück fand. Die schöne Daschkow war Wittwe geworden, als die Kunde an ihr Ohr drang, ein Officier der sogenannten „Weichsel-Armee" befände sich im Besitze des sehnsuchtsvoll gesuchten Bernsteins. Sie reiste, trotz der Januarkälte, selbst den weiten Weg in's wüste Land hinein, und sie traf den Officier Borgas Rutven auf dem Wege zum Juwelier, der ihm zum Hochzeitstag für sein holdes Bräutchen einen Spangenschmuck daraus anfertigen sollte. Er hatte nur ein bescheidenes Gütchen, daher verkaufte er der reichen vornehmen Frau willig seinen Schatz für den Preis eines Prachtedelsitzes. La Superbe legte außerdem einen anderen Bernsteinschmuck um den Nacken der schönen Polenbraut und eilte glückselig heim, — — — vier weitere Stäbe, die mit ihrer Jahreszahl 1714 bezeichnet sind, gewann sie aus diesem erkauften Bernsteinstück.

Ein einziges Jahr später nur tauchte in der Petersburger Hofgesellschaft ein junger Mann auf, dessen Eleganz und Schönheit bald Tagesgespräch war. Er nannte sich Marquis de Bertoud, — der französische Gesandte wußte absolut nichts von seiner Herkunft, doch wer konnte damals alle Adelsgeschlechter im Kopf führen? Genug, daß die tonangebende Natalie Daschkow ihn zuerst einführte, daß er elegant tanzte, ritt, spielte und conversirte — — im Grunde war er ein ganz gemeiner Abenteurer, war Kammerdiener eines Edelmannes gewesen, nach dessen Tod er sich das Adelsprädicat und dessen Namen zulegte. Der Zauber, womit er die „Superbe" einnahm, war außer seiner Person ein herrliches Stück Bernstein, — — er gerieth außer sich, als die reiche Wittwe von „Verkaufen" sprach, er wollte es ihr schenken, nur schenken — — für ein Gegengeschenk — ihre weiße Hand, ihr goldenes Herz.

Sie zählte wohl zehn Jahre mehr als dieser französische Galan, sie war frei und rücksichtslos. Am Sonntag nach Ostern hieß sie Daschkow-Bertoud und hielt den köstlichen Bernstein in Händen. Einige Monate später beschäftigte eine seltsame Angelegenheit das französische Gesandtschaftsamt. In Danzig war auf dem Rathhause ein seltenes Stück Bernstein gestohlen, man muthmaßte als Dieb den französischen Tanzmeister Bertoud, der die Sprößlinge der Patrizierfamilien dort, im alten Rathhaussaal, nach dem Klang seiner Fiedel einst die zierlichsten Pas lehrte. O, Petersburg ist ein hübsches Endchen von Danzig entfernt, dort wußte man nichts von einem Tanzmeister und gestohlenem Gut! Die alternde Fürstin deckte mit ihren goldstrotzenden Röcken den vielgeliebten schönen Gatten, den geborenen Edelmann, und die vier Stäbchen mit der Jahrzahl 1714 verrathen nicht, daß sie zu dem Pracht- und Schaustück des Danziger Rathhaussaals gehörten. Doch erwirkte die verliebte Gattin für den Gatten die Erlaubniß, daß er fortan den Namen Daschkow führe, der andere Name Bertroud verschwand mit dem Dampfer reitenden Boten und ist nur wohl noch in den Akten des bestohlenen Rathhauses zu finden.

Elf Stäbe, genügend für einen Prachtfächer, besaß die Fürstin nun, doch wollte sie noch die Endstäbe, die mit ihrem Wappen geschnitzt werden sollten, in besonderer Schönheit und Stärke erwerben. Sie ist uralt geworden, dennoch ist es ihr nicht gelungen, mehr als eine einzige Deckschale zu finden. Ein armer Handwerksbursche aus Ostpreußen, der von dem Wunsch der Fürstin hörte, machte zu Fuß den endlosen schrecklichen Weg. Vergebens suchte der halbverhungerte und zerlumpte Mann Eingang in den Palast der Fürstin, man wies ihn rauh zurück. Der Sprache unkundig, verstand man sein ewig wiederholtes Wort: „Bernstein" nicht, bis gegen Abend lag er auf der Schwelle des Hauses, obgleich man ihn zwanzigmal weggejagt!

Da fuhr die Fürstin in eine kaiserliche Soiree. Sie war nicht mehr La Superbe, die Schläge von der Hand des geliebten Undankbaren lagen ihr als breite Furchen um Mund und Wangen. Der ostpreußische Geselle richtete sich noch einmal auf. „Bernstein!" rief er und hielt seine zitternde Hand mit dem gelben Stein zum Wagenfenster.

Die Fürstin verstand — sie ließ öffnen, nahm ihm den ersehnten Schatz ab und sagte dem Portier: „Gebt ihm warme Speise und ein gutes Lager, reine Kleider und bedient ihn mit Achtung, denn — dieser Mann ist mein Freund."

Und zu dem armen Burschen: „Ich danke Dir, morgen will ich Dich belohnen!"

Aber am „Morgen" war der arme Bursche todt.

Der „Marquis", jetzt Fürst Daschkow, ließ den Portier und die halbe Dienerschaft durchpeitschen, die den guten Gesellen vor der Thür hatten umkommen lassen, anstatt ihn sofort zu der Fürstin zu führen, — sie ließ aus Dank für den fremden protestantischen Freund einhundert katholische Messen lesen. Im selben Jahr 1734 las man auch für sie die Sterbemessen! Der untröstliche Wittwer verheirathete sich nach Jahresfrist mit einer Prinzessin Teganoff. Die Ehe blieb kinderlos; der Fächer ging nach dem Tode der Fürstin in den Besitz der Gortschakoff'schen Familie über.

Wie die zweite Schale, die hundert und drei Jahre später gearbeitet, und durch welche der Fächer vollständig wurde, sich fand, erzählte mir unter Diskretion die Erzieherin des kleinen Prinzen, mit der ein Zufall mich im Kensington-Museum bekannt machte. Da die Betheiligten alle längst gestorben sind, stehe ich nicht an, den Vorfall zu erzählen.

Im Jahre 1837 besuchte eine Prinzessin Gortschakoff, die an hochgradiger Nervosität litt, den damals erst in primitivsten Anfängen stehenden Badeort Zoppot bei Danzig. Die balsamische Luft der ozonreichen Waldungen und der frische Hauch der See wirkten belebend auf die zarte Gesundheit der jungen Dame, die mit neunzehn Jahren bereits Wittwe war. Bald blühten auch die Rosen auf ihren bleichen Wangen auf und vertieften sich oft zu dunkelstem Inkarnat, wenn sie den Sohn des Wirths, bei dem sie Logis genommen, Christian Ulbrich, sah. Er war der Abgott des Hauses, ein starker kräftiger Bursche von herkulischer Gestalt und dem Herzen eines Kindes. Das krause Lockenhaar deckte wohl nicht allzuviel Geist, aber einen reinen Verstand und grundgutes Gefühl.

Mit der Prinzessin Ankunft vollzog sich in ihm das Wunder der ersten Liebe. Diese köstliche vornehme Frau, so jung und lieblich wie eine knospende Jungfrau, versetzte ihn in wonnige Anbetung, doch war er zu bescheiden, um seine Verehrung in Wünsche zu formen — er war schon glücklich, wenn er das reizende Wesen auf seine Arme heben und in oder aus dem Boot tragen, wenn er sie hinaus in das rauschende Meer fahren oder durch die flüsternden Wälder begleiten durfte, Und bei solchem Spaziergang, durch Danzigs Nähe veranlaßt, erzählte sie ihm einst die Geschichte ihres Bernsteinfischers und zeigte ihm die zwölf Stäbe, denen der dreizehnte fehlte, wie sie lebhaft bedauernd hinzufügte. Nun war der arme Junge dem Zauber des goldenen Ambras verfallen. Zuerst spürte er bei allen Händlern umher, unter den Arbeitern der Baggereien, selbst unter denen, die nicht immer das Recht haben, zu verkaufen, was „sie finden". Alles vergebens!

Eines Abends, Nebel gingen über das wogende Meer, und der sanfte Sommerhauch wandelte sich in frische Kühle, weilte die junge Prinzessin dort, wo ihre Seele und Leib Genesung gefunden. Sie wußte, daß sie Christian liebte, und ein Theil jenes Despotismus, der das ganze weite Zarenreich regiert, thronte auch in ihrem Herzen. Sie war frei, war unabhängig. Jene „Superbe" hatte geliebt und selbst den Unwürdigen geschützt, wohl war ihr Christian niedrig geboren, doch hoch und rein sein Character — die Welt ist so weit, so weit — und mit Gold erschließt man selbst die Pforten des Paradieses; es fehlte nur die günstige Stunde, ihm sein Glück zu verkünden.

Rauh kam der Michaelistag ins Land, der Glückstag der Jahreswende im Ostseelande. Geheimnißvoll, ohne Gruß, hatte der liebe Mensch sich am Morgen entfernt, nur seine Blicke sandte er zu ihrem Fenster hinauf — sie ahnte nicht, daß er den Zauber beschworen, daß er hinabtauchen wollte an der Küste Wand, um dort, den begehrten Bernstein für die angebetete Frau zu suchen. Nimmer hätte sie es gelitten, denn abergläubisch, wie alle nordischen Weiber, fürchtete sie, daß „der dreizehnte Stab" ihr Unglück bringen könne. Unruhig vernahm sie endlich am Mittag von seinem Vorhaben! Der ernste Vater, die freundliche Mutter des Geliebten irrten jammernd im Hause umher. Er war getaucht und nicht mehr zum Vorschein gekommen. Die Fischer suchten ihn mit Netzen und Haken am Wandvorsprung, und sie fanden ihn dort. Sein Fuß war von einem daselbst versunkenen Anker erfaßt und gehalten, das war seines Todes Ursache. Sie hoben ihn zum Licht hinauf: in seiner Hand, fest im Todeskrampf geschlossen, hielt er das gesuchte Kleinod, das er sterbend der Geliebten gerettet! — — —

Die Prinzessin ging weder in ein Kloster, noch starb sie an gebrochenem Herzen. Sie ließ den Fächer vollenden, trug ihn aber nie — oft mögen ihre Blicke, ihre Thränen auf den schimmernden Ambra gefallen sein. Sie starb unvermählt und kinderlos!

Der Fächer ist jetzt in dem Besitz der Kaiserin-Wittwe von Rußland.

Die Musik in der Küche.

Von der Poesie in der Küche haben unsere Leser und besonders unsere freundlichen Leserinnen, schreibt ein Berliner Blatt, gewiß schon gehört, denn eine zartbesaitete Meisterin der Bratpfanne hat vor längerer Zeit bereits ein Kochbüchlein in Versen herausgegeben, welches für die Schülerinnen der Kochkunst ungefähr dasselbe sein soll, was die lateinische Grammatik mit ihren Genusregeln für den Sextaner ist, nur mit dem Unterschied, daß man die in zierliche Reime gebrachten Kochrezepte — Genußregeln nennen müßte. Das Verdienst des gereimten Kochbuches ist im Wesentlichen darin zu suchen, daß man so ein Braten- oder Mehlspeise-Rezept leichter behält, wenn man es als Gedicht gelernt hat. Z. B.:

Willst Du guten Gulasch kochen,
Kauf Du Fleisch ein ohne Knochen;
'S kann vom Rind, vom Kalb auch sein,
Schneide es in Würfel klein;
Laß im eignen Saft es schmoren,
Bis durchzogen alle Poren;
Thue Paprika dazu,
Schließe fest den Kochtopf zu;
Mach' zu dick die Sauce nicht,
Dann hast Du ein fein Gericht.

Die vorstehende Probe soll bei Leibe nicht als sicheres Rezept gelten, wir wollten nur ungefähr die Art und Weise andeuten, wie diese Kochrezepte in Reime gebracht werden. Also mit der Poesie hat die Küche sich bereits in Verbindung gesetzt, und auch den Küchenfeen darf man Interesse an der Dichtkunst nicht absprechen.

So manches Mädchen für Alles besitzt ein Versbüchlein, aus welchem es in kurzen Mußestunden sich Musestunden verschafft. Von der „Musik der Küche" im eigentlichen Sinne des Wortes hat man noch nicht gehört. Der Leierkasten kann wohl als „Instrument der Küche" insofern gelten, als seine Töne, seine Lieder, seine Walzer hauptsächlich für die Ohren der Dienstmädchen erklingen. Das Erscheinen eines Leierkastenspielers auf dem Hofe wird von den Dienstmädchen stets freudig begrüßt und manches derselben opfert gern ein Nickelstück für das Hofconcert. Das ist aber nicht diejenige Musik der Küche, die wir hier im Sinne haben. Es ist mehr die Creirung einer culinarischen Musik, frei erfunden nach dem Schiller'schen Ausspruch:

„Wenn frohe Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort."

Ein Berliner Koch hat, wie wir hören, das Piano oder irgend ein anderes Instrument mit dem Kochtopf zu schönem Bunde vereint. Er hat eine Eierpolka componirt und gibt dazu folgende Vorschrift auf der ersten Druckseite:

„Man lege die Eier in siedendes Wasser und spiele die Eierpolka allegro moderato. Sobald der letzte Takt verklungen ist, sind die Eier fertig."

Ob diese Eierpolka, die der Berliner Koch ausgebrütet hat, als bahnbrechende Erfindung auf dem Gebiete der kulinarischen Musik sich erweisen wird, muß für den Augenblick noch dahingestellt bleiben. Wir wollen nicht leugnen, daß Fachfrauen, mit denen wir hierüber sprachen, Zweifel hegten. Erstens zeihen sie den Berliner Koch des Plagiats; sie meinen, es gäbe schon lange sogenannte Eieruhren, deren Construction und Anwendung bekannt ist. Das Aufspielen der Eierpolka hätte ferner seine Schwierigkeiten. Wenn man der Idee des Erfinders folgen wollte, müßte man nur musikalische Dienstmädchen miethen, die irgend ein Instrument spielen. Wir haben ja vor dem immensen Kulturfortschritt unser Dienstmädchen allen Respect, aber wir glauben nicht, daß es viele Jetten, Gusten und Rieken gibt, die „durch die Saiten meistern" können.

Unsere musikalischen höheren Töchter würden ja helfend eingreifen können, auch wohl die musikalische Hausfrau. Wenn dann das Mädchen Eier zu kochen hat, müßte sie sagen: „Madam (oder Fräulein) bitte sehen Sie an's Klavier und spielen Sie die Eierpolka, ich lege die Eier eben in Wasser." Einen Vortheil böte aber dann die „Erfindung" nicht, da zum Kochen der Eier in diesem Falle zwei Personen nothwendig wären. Bekanntlich ißt man Eier hart und weich. Der musikalische Koch sagt nicht, ob seine Polka für harte oder weiche Eier bestimmt ist. Eier, die weich bleiben sollen, dürfen nicht so lange kochen, wie die, welche hart werden müssen. Wenn die Polka auf weiche Eier hin komponirt ist, wird man jedenfalls einen Theil wiederholen müssen, wenn man die Eier hart haben will. Man sieht, die Bedenken der Hausfrauen sind zu theilen. Möglich, daß der musikalische Koch sich aber dadurch nicht abschrecken läßt und zunächst noch einen Theewalzer komponirt. Man läßt den Thee so lange „ziehen", bis der Walzer gespielt ist. Die „Erfindung" ist eben erweiterungsfähig.

— **Was ist das höchste Maß der Macht der Gewohnheit?** Wenn ein Journalist bei seiner Vermählung am Traualtar das Notizenbuch aus der Tasche zieht und die Rede des Pfarrers stenographirt!